

18. März 2007, 00:00 Uhr

KUNST**In weißen Räumen lauert das Grauen**

Der Künstler Gregor Schneider hat im Düsseldorfer K21 Zellen aus dem Hochsicherheitsgefängnis in Guantánamo nachgebaut. Deutschlands skurrilster Innenarchitekt erinnert mit seiner Schau "Weiße Folter" an die Praktiken der "Sauberen Folter".

zurück

Bild 1 von 5

weiter



Foto: DPA

Schwarz & weiß: Dies ist Teil des begehbaren Kunstwerkes "Weiße Folter" von Gregor Schneider. Die Korridore und Räume sind Bestandteil des Kunstwerkes, das bis zum 15. Juli in den Räumen der Kunstsammlung Düsseldorf K21 zu besichtigen ist. Es soll an das US-Hochsicherheitsgefängnis Guantanamo-Bay auf Kuba erinnern.

Von Gregor Schneider ist bekannt, dass er persönliche Fragen gerne im Raum stehen lässt. Er schiebt dann sein Kinn nach vorn. Bohrt mit seinem Blick Löcher in die Wände. Und schweigt. Der Künstler aus Rheydt hat dieses Ausweichverfahren perfektioniert und wendet es auch im Schriftverkehr an. Wer ihm per E-Mail eine Frage stellt, bekommt als Antwort 100 Megabyte Infomaterial geschickt. Und einen Satz aus sieben Wörtern: "Bin mächtig unter Druck gerade, später gerne."

Schneider hat es seinem Publikum nie leicht gemacht. Sein Wohnhaus ist ein labyrinthartiges Gesamtkunstwerk, das man nur auf Einladung betreten darf. Als er das Haus 2001 auf der Biennale in Venedig in den deutschen Pavillon einbaute, erhielt er dafür den Goldenen Löwen. Keine Frage: Der Mann ist begehrt und daher stets im Stress. Momentan hat der 37-Jährige mit zwei großen Projekten in Düsseldorf und Hamburg zu tun.

Die verbotene Skulptur

Kunst oder Kaaba? Diese Frage beschäftigte die Menschen im Sommer 2005. Schneider wollte während der Venedig-Biennale einen 15 Meter hohen pechschwarzen Kubus mitten auf dem Markusplatz errichten. Sollte der Riesenwürfel nun an die reduzierte Geometrie der Minimal Art erinnern? Oder doch eher an das Heiligtum der Muslime in Mekka? Die Direktion der Biennale entschied sich für Kaaba und verbot in letzter Minute die Skulptur. Der Künstler protestierte prompt, sprach von "politischer Zensur". Ein Eklat.

Die Schneidersche Variante der K-Frage kann dieser Tage erneut gestellt werden. Der Kubus steht jetzt neben der Hamburger Kunsthalle, als Bestandteil einer Ausstellung über Kasimir Malewitschs "Schwarzes Quadrat". Auf eine eindeutige Lesart des Würfels will sich Schneider nicht festlegen. "Schwarz steht für das Nichts", erklärt der Künstler. Dabei scheint doch das Weiß in seinen Arbeiten viel präsenter, bedrückender. Ob nun als stockfleckiges Weiß seiner älteren Zimmerlabyrinth. Oder als jener Farbton, der gerade im K21 in Düsseldorf zu sehen ist: Ein glänzendes, makellooses Weiß, an dem nichts haften bleibt. Aseptisch. Abwaschbar. Ein böses Weiß.

Folter per Schlafentzug

Die Idee zur Düsseldorfer Rauminstallation kam Schneider, als er im Internet Fotos anschaute. Es waren Aufnahmen aus dem

Hochsicherheitsgefängnis in Guantánamo Bay. Im Untergeschoss des K 21 hat er nun ähnliche Zellen gebaut. Der Titel der Schau, "Weiße Folter", spielt auf sogenannte "unsichtbare" Foltermethoden an: Schlafentzug oder andauerndes Kunstlicht. Ein relativ makabres Ausstellungsthema.

Aber das Makabere gehört zu Schneiders Kunst. Mit 16 hat er seine erste Galerie-Ausstellung: "Pubertäre Verstimmungen". Er zeigt verstörende Selbstbildnisse mit zum Schrei verzerrten Gesichtern. Im selben Jahr zieht er in das verlassene Haus seiner Eltern. Es gilt wegen der benachbarten Bleigießerei der Familie als unbewohnbar. Schneider baut das Haus zum Gruselkabinett um. Er verkleinert die Räume, zieht doppelte Wände ein, schafft muffige Verliese im Keller und Fenster, die nur Attrappen sind. "Totes Haus u r" nennt der Künstler sein Werk. "U" steht für Unterheydener Straße, "r" für Rheydt. Wenn man so will, ist Schneider in pubertärer Verstimmung in den Bastelkeller gegangen und kommt nicht wieder heraus.

Seine Räume wirken wie Urängste in Stein gehauen. Dramatische Inszenierungen, die den Betrachter bestürmen. Ein mysteriöser Müllsack in der Ecke, ein Bein, das seltsam hinter einer Wand hervorragt, lösen im Kunstkontext selten erfahrene Gefühle aus: Irritation, Beklemmung, Furcht. Wohnorte wirken bei Gregor Schneider auch immer wie Tatorte.

Mit gruseligen Vorahnungen betritt man die Düsseldorfer Raumabfolge. Ein langer, nüchterner Gang: schalldämmender Schaumstoff an der Decke, der Fußboden und die Wände in sterilem Weiß. Vom Gang gehen Zellen ab. Einige kann man betreten. Nachdem sich die Tür der Zelle leise geschlossen hat, ist man allein im Schneiderschen Reich der Unbehaglichkeit. Wieder weiße Wände. Eine grüne Kunstlederpritsche. Ein Alu-Klosett in der Ecke. Ein schmales blickdichtes Fenster in der Wand.

Man sieht, was hier "Weiße Folter" bedeuten könnte: Die absolute Reduktion visueller Reize. Fast beiläufig kommt es, das Gefühl der Beklemmung. Die Zelle ist schallisoliert. Es ist eine Nuance zu warm im Raum. Und dann dieser Geruch. Süßlich, irgendwie. Reinigungsmittel. Oder Schlimmeres. Einige Minuten in Schneiders Zelle auszuharren, ist noch erträglich. Schwer zu sagen, wie es sich anfühlt, in einem solchen Raum eingesperrt zu sein.

Die Ausstellung beantwortet solche Fragen nicht. Sie bildet weder das Leben in Guantánamo noch die "Weiße Folter" ab. Zum Glück nicht, wie könnte man auch dieses Grauen in der Kunst spürbar machen? Schneider hat daher das Richtige getan und einen Gefängnistrakt geschaffen, der stets eindeutig Kunstwerk bleibt. Die Räume des "Toten Hauses u r" wirkten auf die Besucher authentisch, weil sie die kollektiven Erfahrungen der deutschen Kleinbürger-Hölle spiegelten. Im Falle von Guantánamo gibt es dieses Authentizitätsgefühl nicht mehr. Es gibt nur noch die Internet-Bilder. Schneider hat das erkannt und aufgegriffen. Bei ihm kann man die "Weiße Folter" nicht erfahren, aber man kann sich ihrer Existenz bewusst werden. Das ist auch schon viel wert.

Zudem bleibt der irritierende Raumeindruck. Nachdem man diverse helle, dunkle sowie schallisolierte Räume durchquert und dabei die Orientierung verloren hat, landet man im Treppenhaus. Am Ende der Stufen steht "Exit" auf einer Tür. Und hier packt einen Schneider. Eine Falle: Die Ausgangstür ist verriegelt, der Rückweg auch, und das Handy liegt im Museumsspind. Urplötzlich ist die Angst da. Dann öffnet sich die Tür doch noch.